

Zeitschrift: Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung
Band: 34 (1992)
Heft: 6: Nummer Sex

Artikel: Wider die Verhinderung der behinderten Sexualität
Autor: Mezger Rogger, Barbara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wider die Verhinderung der behinderten Sexualität

von Barbara Mezger Rogger

Ich bin seh-, hör-, und zudem im Gesicht ästhetisch behindert. Als Kleinkind war ich in der Kommunikation mit der Aussenwelt stark beeinträchtigt. Schwer war es, sich vorzustellen, dass ich einmal eine Frau werden würde, eine, die sexuelle Bedürfnisse und vielleicht einmal einen Mann und Kinder haben würde.

Als ich als jüngstes von drei Kindern geboren wurde, wurde ich von den Eltern und von meinen beiden Brüdern recht bald gut akzeptiert; nie wurde ich vor anderen Bekannten versteckt, ich gehörte «dazu», obwohl in der Familie ein starker Verdrängungsprozess meiner Behinderung einsetzte.

In der Familie gab es das gut gemeinte Motto, dass ich gleich sei wie meine Brüder und gleich behandelt werden solle wie sie. Aber ich bin nicht gleich wie diese, ich bin mehrfach behindert.

Sechzehn Operationen musste ich mich unterziehen, die alle meine Behinderungen betrafen, und ich wurde behindertengerecht geschult. Die Familie war aber überfordert, sich mit

der Realität, vor allem meiner ästhetischen Behinderung, bewusst auseinanderzusetzen.

Als ich in der dritten Klasse war, geschah etwas Bezeichnendes: Mein Lehrer meinte, ich könnte der «Pfadi Trotz Allem» beitreten, aber ich wollte partout nicht dorthin gehen. Denn: Was soll ich bei den Behinderten, ich bin zwar sehbehindert, doch zu denen gehöre ich doch nicht. Ich war mir über die Wirkung meiner Gesichtsbhinderung auf andere Menschen überhaupt nicht im klaren; meine Mutter hätte es aber gerne gesehen, wenn ich in die «Pfadi Trotz Allem» eingetreten wäre. Ich wuchs in einer seltsam ambivalenten Atmosphäre auf: einerseits negierten meine Angehörigen die Behinderungen, und andererseits waren sie erstaunt darüber, dass ich nicht zu den Behinderten gehören wollte.

Der/die Behinderte kann sich aber nicht frei entfalten, wenn das Wissen um die Behinderung, statt bewusst gemacht zu werden, im seelischen Untergrund mottet.

Wie konnte ich also mit einem solchen Ignorieren der Behinderung Beziehungen mit anderen Menschen beginnen und, als Erwachsene, sexuelle Kontakte anknüpfen? Mir wurde nie gesagt: «Deine ästhetische Behinderung springt ins Auge, deshalb wirst

Du beim Kennenlernen neuer Menschen gewisse Schwierigkeiten haben.» Es wurden keine Werte vertreten wie z.B.: «Du hast trotz der Behinderung das Recht, selbstbewusst auf andere Menschen zuzugehen, zeige Dich den Leuten, zeige ihnen, wer hinter dem entstellten Gesicht steckt.» Für die Verbesserung der akustischen Seite der Kommunikation wurde zwar gesorgt; durch zwei Operationen in meinem siebten Lebensjahr konnte mein Gehör erheblich verbessert werden, aber ich hatte keine Ahnung davon, wie ich mit anderen Menschen kommunizieren konnte.

Das Bewusstsein, von anderen Menschen getrennt zu sein und nicht «dazuzugehören», begleitete mich durch meine ganze Kindheit und Jugendzeit. Ich hatte nur wenig Kolleginnen, und die zurückgezogene Lebensweise meiner Eltern steigerte sich bei mir zur Einsamkeit.

Meine Mutter wünschte sich immer, ich hätte mehr Kontakt zu anderen Kindern. Selbst tief verunsichert, versuchte sie aber in ängstlicher Fürsorge, mich vor dem Leben zu bewahren; sie hatte Bedenken, es könnten bei mir falsche Erwartungen auf eine Partner- und Mutterschaft geweckt werden, eine Hoffnung, an deren Erfüllung sie offenbar nicht glaubte. Es

gelang ihr zu wenig, sich gemeinsam mit mir der Problematik meiner Behinderungen zu stellen und mich darin zu unterstützen, auch mit meinen zweifellos schwierigeren Lebensumständen das Leben zu wagen.

In der Familie fand auch keine behindertenspezifische Auseinandersetzung mit der Sexualität statt, doch «aufgeklärt» wurde ich schon, wusste früh Bescheid; ich wusste also, was geschah, als ich die Menarche bekam, stolz war ich damals, ich bin eine Frau, trotz der Behinderungen! Meine Eltern wollten durchaus das Beste für mich. Doch sie hätten mehr Unterstützung von aussen benötigt; die Erziehung eines behinderten Kindes sprengt den Rahmen einer Kleinfamilie.

Niemand war da, der mir das vermittelte, was mir weder die Familie noch meine Lehrer noch gleichaltrige KollegInnen geben konnten. Niemand lehrte mich, auf dem Boden das Rad zu schlagen oder die Vogelstimmen zu erkennen. Besonders als ich erwachsen war, erlebte ich das Fehlen solcher Betätigungen als starken Verlust.

All die Menschen, die sich um meinen behinderten Körper kümmerten, hätten sich auch um die Seele kümmern sollen. Die Behandlung meiner Behinderungen verlief in einigermaßen

vorprogrammierten Bahnen. Das Angebot einer psychologischen Beratung war aber weder für mich noch für meine Eltern vorgesehen. Besteht wohl heute die Möglichkeit, dass die Invalidenversicherung Beiträge an Familientherapien ebenso selbstverständlich bezahlt wie z.B. schulische oder medizinische Massnahmen?

Die Auseinandersetzung mit der Behinderung, mit ihren Möglichkeiten und Grenzen, gehört ebenso zur Rehabilitation wie die Vermittlung eines Fernrohrs als Hilfsmittel, und genauso wie die Nasenkorrekturen gehört auch die Information über behindertenspezifische Probleme bei Partnerschaft und Sexualität zur Rehabilitation. Es geht nicht darum, Behinderte in falsch verstandener Fürsorge vor der Umwelt, sondern vor der drohenden Isolation zu bewahren.

Behinderte Kinder und Erwachsene dürfen in der Erziehung und in der Rehabilitation von ihren Bezugspersonen nicht in bestimmte Richtungen gedrängt werden, sie müssen vielmehr dazu ermutigt werden, für ihre Probleme Lösungen zu finden, die sie selbst als richtig empfinden. Selbständig denkende und handelnde Behinderte haben bessere Chancen, Beziehungen eingehen zu können und der Sexualität in ihrem Leben den

Platz einzuräumen, den sie selbst ihr zuordnen wollen.

Wir Behinderten müssen uns damit auseinandersetzen, welche Integration wir selbst wollen und für uns gut ist und welchen Preis wir dafür zu bezahlen bereit sind, denn jede Anpassung an bestehende gesellschaftliche Normen oder eine Abkehr von ihnen ist mit emotionalen Kosten verbunden.

Als ich etwa sechzehnjährig war, schloss ich mich einer oekumenischen Gruppe an. Ich konnte dort interessante religiöse Erfahrungen sammeln und hatte die Möglichkeit, an internationale Jugendtreffen ins Ausland zu reisen. In diesen Lebensabschnitt fiel für mich auch der Anfang der Auseinandersetzung mit politischen und gesellschaftlichen Fragen. Ohne diese Aktivitäten wäre ich in einer Zeit, in der meine Schulkollegen ihre ersten Freunde hatten, vielleicht «verschimmelt» bzw. psychisch krank geworden.

Doch die Krise war trotzdem schon im Anzug. Als ich 18 Jahre alt war, sagte mir ein Kollege, mein Aussehen hätte ihn schockiert, als er mich zum erstenmal sah. Ich fiel aus allen Wolken, als ich das hörte. Ich war mir auch damals noch keineswegs bewusst, welche Wirkung meine ästhetische Behinderung auf andere Menschen ha-

ben könnte. Ich hatte kein Instrumentarium zur Verfügung, diese Bemerkung, die keineswegs böse gemeint war, sondern als ehrliches Feedback, richtig einzuordnen. Schutzlos, wie ein ungeschältes Ei, war ich ihr ausgesetzt. Am Ende meiner Mittelschulzeit gab mir jemand, der die sich bei mir anbahnenden Probleme erkannte, die Adresse eines Psychologen.

Ich bekam Probleme, vorerst nicht wegen meiner ungelebten Sexualität, sondern weil ich nach Abschluss der Ausbildung arbeitslos war. Dies war dann der «Aufhänger», um mit 21 Jahren eine Psychotherapie zu beginnen. Ein langer Prozess setzte ein. Es ging darum, zu erfahren, wer ich bin, ich, eine Frau mit mehreren Behinderungen. Mit zunehmendem Bewusstsein um meine Behinderungen, insbesondere um die ästhetische Gesichtsbehinderung, wurde aber auch mehr und mehr mein Blick frei für das, wer ich wirklich bin, welche Qualitäten ich habe und welche schwierigen Seiten auch zu mir gehören. Es ging darum, die Behinderungen als Teil meiner Person zu begreifen und in mein Leben zu integrieren. Ich musste lernen, zu unterscheiden, welche Probleme spezifisch mit meinen Behinderungen zusammenhängen und welche mit meiner Familiensituation. Lange sagte ich aber noch: «Ich bin sehbehindert»

und sprach von den anderen Behinderungen nur zögernd. **Erst seit wenigen Jahren kann ich, gleichsam als befreiendes «Coming out» deklarieren: «Ich bin mehrfachbehindert». Mit dem Wissen um die Realität der Behinderungen und mit der Möglichkeit, sie richtig in mein Leben einzuordnen, konnte ich mich nun der Auseinandersetzung mit Partnerschaft und Sexualität zuwenden.**

Ende der Siebziger Jahre las ich das Buch «Herz im Korsett» der Behinderten Ursula Eggli und sah den Film «Behinderte Liebe», den eine Gruppe von Behinderten und Nichtbehinderten drehte. Beide, das Buch und der Film, thematisierten das Recht der Behinderten auf ihre Sexualität. Für mich waren die Lektüre des Buches und die Auseinandersetzung mit dem Film von zentraler Bedeutung, sie waren für mich ein Anstoss dafür, dass die Sexualität für mich als behinderte Frau kein Tabu sein musste, und sie bestätigten mir – was ich schon von der Psychotherapie her wusste –, dass auch ich ein selbstbestimmtes Leben führen kann.

Ich wurde Mitglied im **Ce Be eF**. Ich beobachtete, wie selbstbewusst und kommunikativ viele meiner behinderten KollegInnen waren; sie hatten Eigenschaften, die mir fehlten. Allmäh-

lich kannte ich mich aber besser und ich war meiner Umwelt nicht mehr ungeschützt ausgesetzt. Im Umgang mit anderen Menschen fühlte ich mich noch oft gehemmt, doch ich war autonomer geworden.

Trotz meiner Kontaktschwierigkeiten hatte ich nie ein zurückgezogenes Leben geführt. Ich besuchte Kurse, ging an Tagungen und nahm an behindertenpolitischen Aktivitäten teil. Immer wieder hatte ich Lust, meinen Horizont zu erweitern. Das war mein Glück, da spürte ich keine Blockade in mir, neuen Menschen zu begegnen, auch nicht in Kreisen von Nichtbehinderten, und ich fühlte mich frei genug, ihnen Zeit zu lassen, sich an mein Aussehen zu gewöhnen. Allmählich entwickelten sich verschiedene gute kollegiale Beziehungen.

Mein Selbstwertgefühl nahm zu; ich war neugierig und hatte mich nach und nach auch in sexuelle Abenteuer eingelassen, und sie bestätigten mir, dass ich nicht zu einem sexuell abstinenten Leben verurteilt war.

Meinen Mann lernte ich an einer Friedens-Demo kennen. Er ist seh- und leicht hörbehindert. Die Frage, ob mein Partner behindert oder nichtbehindert sein soll, spielte für mich keine zentrale Rolle, wenngleich auch ich nicht frei von Vorurteilen bin; auch mich hätten gewisse Behinderungen

bei einem Partner einige Überwindung gekostet. Der Wunsch Behinderter nach einem/r nichtbehinderten Partner oder Partnerin ist zwar verständlich, doch ist auch das eine Form der Diskriminierung der Behinderten. Andererseits bin ich aber keineswegs der Meinung – wie man ab und zu hören kann – die Behinderten sollten «unter sich» bleiben.

Am Anfang unserer Beziehung war es notwendig, dass ich meinem Mann Zeit und Raum liess, sich mit meiner Gesichtsbehinderung auseinanderzusetzen. Es war wichtig, dass ich ihn nicht mit Argumenten unter Druck setzte wie «Du liebst mich doch. Du bist auch behindert, deshalb musst Du mich so akzeptieren, wie ich bin». Mein Aussehen entsprach natürlich nicht seinen ästhetischen Vorstellungen, und er brauchte eine Weile, um sich zu vergewissern, dass ihm meine Behinderung nicht als ständiger Störfaktor einer Partnerschaft mit mir im Wege stand. Je näher wir uns aber kennenlernten, desto mehr traten die behindertenspezifischen Aspekte unserer Beziehung in den Hintergrund.